

Freizeitgestaltung

Grundsätze und Erfahrungen zur Erziehung
des berufsgebundenen Menschen

von

Fritz Klatt



vgl. S. 17 - 27
S. 147 - 157
S. 160

HS



1929

Verlag Silberburg in Stuttgart

Die Freizeit des Akademikers

Von Eugen Rosenstock

Dies Buch sammelt Zeugnisse einer neuen Erfahrung, die in vielen Ländern heute gesammelt wird, wenn auch oft in barocken Formen. So bekam ich in England den Auftrag, einen Lehrplan oder wie wir es nennen wollten, ein *curriculum vitae* zu entwerfen, um Amerikanern auf ihrem „trip to Europe“ in einer Summerschool die Drehung ins europäische Geistesleben zu vermitteln. Die »Summerschool« ist der Sammelname für Freizeiten bei den Angelsachsen. Die Summerschools in Oxford tragen heute schon mehr zur Bildung der öffentlichen Meinung in England bei als irgendeine andere Einrichtung. Der Master of Balliol schilderte mir die tiefe Wirkung, die Arbeitgeber, Lehrer, Ingenieure, Arbeiter von dort mitnehmen.

Nun unterscheidet sich England und Amerika von uns durch die andere Altersschichtung dieser Erwachsenenbildung.

Bei uns knüpft alles an die jüngeren Altersklassen von 15—35 an. Deshalb haben wir auch den Weg zu den neuen Formen selbständig suchen müssen. Denn bei uns handelt es sich um den Weg ins „Freie“, in die freie Zeit des Menschen, der gerade die Schule und die Schulbank hinter sich gelassen hat und daher keineswegs Schulzwang erträgt, sondern freie geistige Kraft und Autorisierung für das „wirkliche“, das „praktische“ Leben sucht. Deshalb können die Engländer das »School« nennen, was sie ihren 30—55jährigen Besuchern bieten, während wir fort vom Pensum und Stundenplan Freizeitgestaltung suchen.

Dieser Schwierigkeiten wegen ist es vielleicht erlaubt, zu erzählen, wie in langem Tappen und Suchen ein Akademiker in diese Fragen eingedrungen ist und wie sie sich ihm heute darstellen.

Für mich standen begreiflicherweise die Hochschulen selber in erster Linie. Bei ihnen habe ich gesucht.

An drei Universitäten und zu drei Technischen Hochschulen hat mich mein Weg als Hochschullehrer geführt, an die Universitäten Leipzig, Frankfurt und Breslau und zu den Technischen Hochschulen Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt. Diese äußere Wanderung zwischen beiden Hochschultypen ent-

sprang einer geistigen Notlage, die durch die Abspaltung des modernen Wirtschaftslebens von Kirche und Staat und damit von der Universität im Laufe des letzten Jahrhunderts entstanden sind.

Die Militär- und Universitätserfahrungen der Vorkriegszeit und hernach die Offizierserfahrungen im Kriege hatten mich der Front jener eingegliedert, die ihre eigene akademische Ausbildung als sittlich und sozial unzulänglich empfanden. So suchte ich Lücken in ihr nachzuholen, als ich mich von der Universität fortwandte und Fabrik und Arbeitsleben aufsuchte.

Im Leben mit Ungehörigen der Welt der Arbeit lernt man erst ermessen, wie gründlich diese Welt den klassisch-humanistischen Idealen der Universität entwachsen ist. Auf den hohen Schulen dieser machtvoll aufstrebenden Welt müssen also wohl neue Erkenntnisse und Lehren den Führern der Arbeit als Leitsterne erstrahlen. Mein Gedankengang war etwa der: Unseres Volkes tragisches Schicksal und innere Not zeigt sich den Technischen Hochschulen näher und drängender. „Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“ Vielleicht ist also hier Heilkraft und Heilwille stärker, sind die Heilswege leichter zu bahnen als in den Hallen der alten Universität. Diese hat in ihren „eisgrauen vier Fakultäten“, wie sie der edle deutsche Volksforscher Wilhelm Heinrich Riehl zürnend genannt hat, eine zwangsläufige Ursache, die **Volks-er-zie-hun-g-s-auf-g-a-b-e** von sich fortzuschieben. Gottesgelahrtheit, Rechts- und Staatslehre, Heilkunde und Geisteswissenschaften gehen ihre eigenen Wege. Weder Theologie noch Philosophie beherrschen heute erleuchtend und erwärmend die übrigen Fächer. Die Volkserziehungsaufgabe aber liegt gerade, wie sich dem nachdenkenden Leser leicht zeigt, am Schnittpunkt der vier Fakultäten, denn sie bedarf der Gesichtspunkte des heilenden, wie des rechtlich ordnenden, wie des geistig philosophischen, wie des vor Gott verantwortlichen Erkennens. Dank der Fakultätschranken kann sich aber für diese Aufgabe an der Universität kein Zentrum, sondern nur ein Hohlraum im Schnittpunkt der Fakultäten bilden. (Dabei ist die Spaltung der Theologie in zwei Fakultäten aus konfessionellen Gründen, die Häufelung der philosophischen Fakultät in Natur- und Geisteswissenschaft aus Zweckmäßigkeitserwägungen natürlich für unsere Betrachtung hier gegenüber der Haupteinteilung bedeutungslos.) In der Hoffnung auf eine Durchbrechung dieser **er-zie-hun-g-s** feindlichen Vielfährigkeit des **Wissens** behandelte daher meine Antrittsvorlesung an der Technischen Hochschule in Darmstadt „die Volkslehre Wilhelm Heinrich Riehls und die vier Fakultäten“.

Die Hoffnung konnte auch an ein berühmtes Wort anknüpfen, das bei akademischen Feiern in technischen Kreisen mit tödtlicher Sicherheit zitiert zu werden pflegt, das Wort des Technikers Max Maria v. Weber, man solle

rechte Menschen erziehen; damit werde man auch rechte Ingenieure heranzubilden.

Ein seiner staatlichen Souveränität beraubtes, mit Feindestributen belastetes, amerikahöriges Volk bedarf einer edel gearteten Führerschicht, um sein Schicksal mit Würde zu ertragen. Nur durch seelische Freiheit und geistige Bindungen in seiner Arbeit kann ein Volk der Arbeit, wie wir es sind, seine Ehre wieder herstellen. Seelische Taubheit und Roheit muß daher als der Todfeind unserer deutschen Ehre im Arbeitsleben geächtet werden, genau wie im geistigen die Zuchtlosigkeit.

Wer also müßte empfindlicher gegen seelische Brutalität sich auflehnen als der, dem die Ordnung der täglichen Arbeit im Volk obliegt, als der technisch gebildete Mensch?

Aber, obwohl man im Kreise der akademischen Techniker wohl weiß, daß man näher an der sozialen Brandstätte sitzt als die Universität, so war es doch falsch zu glauben, man könne nun geradezu und nur bei der Technischen Hochschule mit der Umbildung beginnen. Das Verhältnis zwischen Universität und Technischer Hochschule ist dazu ein viel zu enges. Es wird nämlich die allerdings vorhandene größere Nähe der Technik zum Krankheitsherd unseres Volkstums aufgewogen durch ein zweites Verhältnis zwischen Universität und Technischer Hochschule. Dies zweite Verhältnis beruht auf geistigen Ordnungsgesetzen. Es ist zwischen den beiden Schwestern historisch entstanden und erneuert sich in der täglichen Arbeit von Forschung und Lehre. Und innerhalb dieses Verhältnisses erweist sich die Technische Hochschule als ein nur äußerlich verselbständigtes Organ des von der Universität gepflegten Geisteslebens. Die Technischen Hochschulen sind eben im Lauf eines Jahrhunderts auf dem Nährboden der philosophischen Fakultäten erwachsen. Sie müssen daher in erster Linie danach trachten, sich den Rang des Akademischen zu erstreiten und zu erhalten. Sie pflegen ihre Ebenbürtigkeit mit der Universität, wie immer der Jüngere gegenüber dem Älteren tun muß: In ihrem Korporationswesen wie in ihrer Verfassung haben sie den Ehrgeiz, den Universitäten in allem gleichzustehen.

In den „Allgemeinen Abteilungen“ der Technischen Hochschulen hat sich jene „Allgemeine Bildung“ des 19. Jahrhunderts als feste Institution niedergeschlagen und verankert, die alle ernste Volkserziehung heute als Haupthindernis auf ihrem Wege findet. Ausschweifungen einer ebenso seelen- wie gottfernen Universitätswissenschaft wie die Experimentalpsychologie, Psychotechnik usw. greifen auf die Technischen Hochschulen über. Als im Sozialpsychologischen Institut der Technischen Hochschule Karlsruhe das Grundgesetz sozialer Erkenntnis erörtert wurde, nämlich dies, es sei ebenso unanständig wie nutzlos, über die Seelen von Menschen, etwa des Kauf-

manns, des Technikers, des Arbeiters, des Juden, wie über eine Sache abstrakt zu lernen; vielmehr dürfe man vom abwesenden Menschen nur denken und reden, wie man auch verantworten würde, in seiner Gegenwart zu denken und zu reden, man könne also Menschliches vom Menschen nur in innerer Verbindung mit ihm wissen und lernen (Näher ausgeführt in Band II der Sozialpsychologischen Forschungen, J. Springer 1922, und in meiner Soziologie I, Die Kräfte der Gemeinschaft) — da wendete mir der vorgeschrittenste Student ein: ja aber „die Universitätswissenschaft“ tue das doch auch nicht anders. Er hatte mit diesem Einwand recht. Aber das Seltsame war eben, daß er den Bezug auf „die Universitätswissenschaft“ für durchschlagend hielt in Fragen völkischer und Gemeinschaftsbildung. Er wußte eben nicht, daß die Universität eben durch dies Fehlen einer Kunde von diesen Kräften in ihre jetzige Krise geraten sei.

Auch z. B. in der Geschichte brauchte ein Ingenieur des 20. Jahrhunderts wahrlich andere Horizonte als der Philologe. Aber naturnotwendig ist die Technische Hochschule hier im Schlepptau der Universität.

Und es ist gut so, daß dem so ist. Die Technische Hochschule muß sich in all diesem vertrauensvoll auf die Universität verlassen. Es wäre Sache der Universität, hier Remedur zu schaffen, nicht aber der Technischen Hochschule. Das rechte Verhältnis zwischen den beiden Schwestern muß ein Vertrauen auf die gegenseitigen Leistungen sein. Dies Vertrauen bleibt die Vorbedingung für jede Arbeitsteilung und Arbeitsgemeinschaft, ohne die es kein gediegenes Fachwissen und keine wertvolle Ausbildung gibt.

Das heißt aber nicht, daß wir uns mit der Massenabrichtung für Fächer und Examina, mit dem bloßen Fachwissen zufrieden geben dürfen. Aber wir wissen nun, daß der Weg, der darüber hinausführt, nur gemeinsam für beide Hochschulen erschlossen werden kann. Der Satz Max Weber's wird also solange die Phrase bleiben, zu der man ihn oft entwürdigt, als nicht beide Hochschulen in eine Atmosphäre eingetaucht werden, die ihr inneres Klima zu verändern vermag.

Verheißungsvolle Ansätze dazu sind zu erkennen. Man wird nichts an der bewährten Fachschulung ändern. Sondern das Neue geschieht an den Jahrgängen der jungen fertigen Akademiker, der Doctoren und Diplomingenieure also derer, die ihr Examen bereits hinter sich haben.

Diese Schicht der Graduierten muß mit Grauen an das denken, was nach der schönen Studentenzeit auf sie wartet. Die Verarmung unseres gesamten guten Mittelstandes bedroht diese Schicht in ganz anderem Ausmaß, als vor dem Krieg mit Proletarisierung. Die Inflation hat aber all die seelischen und humanen Werte der vorkapitalistischen Zeit mitvernichtet, denen es die moderne Industrie verdankt hat, daß sie vom Volk ertragen werde

konnte. Proletarisierung bringt seelische Verödung mit sich. In den Scharen dieser jungen Akademiker sorgt man also nicht für „andere“, für die „Arbeiter“, sondern man sorgt für das aufs höchste bedrohte Selbst, wenn man sich für den Eintritt in die Wirtschaftsmaschinerie seelisch zu wappnen sucht.

Es ist eine Existenzfrage dieser ökonomisch ruinierten Schicht sich nicht auch seelisch ruinieren zu lassen. Bewußt erkannt wird diese Existenzfrage für die Jahre von 23 bis 35 vielleicht nur von wenigen; gefühlt wird sie von allen in diesen Jahrgängen. Es fordert diese Altersklasse geistige Bildung und menschliche Förderung weit über das Examen hinaus. Die Aufgaben der „Erwachsenenbildung“ in unserem Volk — Erwachsenenbildung ist in allen europäischen Ländern heute die Frage — bekommen durch die Bedürfnisse dieser Schicht ihren unerhörten Tiefgang.

So wird es zu einem neuen Stockwerk im geistigen Gebäude des Volkes kommen. Das akademische Triennium oder Quadriennium wird im wesentlichen bestehen bleiben, wie es ist. Der Student muß sich Fachwissen erwerben, und nur in strenger, wenn auch noch so verselbständigter Arbeit läßt es sich erringen.

Aber Fachwissen gibt keinen Anspruch auf Führung oder Leitung. Ueber dem Fachwissen stockt sich auf eine Lehre für die Berufstätigen, die ihre Verantwortung redlich durchtragen wollen, die im Beruf und seinen Interessenkämpfen Menschen guten Willens zu bleiben entschlossen sind. Das, was diesen geboten werden sollte, wird durch Erläuterungen aus dem eigenen Leben dieser jungen Männer bereichert werden. Es wird aber doch den Charakter einer hohen Schule durch zwei Umstände bewahren.

Erstlich bleibt es nicht die private Lebenserfahrung einzelner, wie das früher der Fall war. Die zunehmende Verflechtung und Verwickelung aller Erwachsenenarbeit zwingt zu einer Läuterung der sogenannten „persönlichen“ Schicksale und Erfahrungen in geordnetem Austausch.

Diese Erfahrungen — man lese darüber Goethes lustiges Kapitel in „Dichtung und Wahrheit“ nach — geben nun eine andere geistige Kost ab, als die ihre und harmlose Verherrlichung und die übermütige Begeisterung, die dem Studenten anstehen. Der Erwachsene, dem Examen Entwachsene bedarf einer derberen Ernährung. Die für ihn entstehende Volkswissenschaft geht mit ihm ins Gericht. Unsere Berufslaster, unser Standesdünkel, unsere Klassenheuklappen, unsere Gehaltsgruppenbrillen — das sind einige von den Gefahren, die den Erwachsenen seelisch zu vergiften pflegen. Der junge Akademiker singt mit Recht: Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren? Der fertige Mann ist an seine Grenzen gestoßen; er kann mit seinem Stolz, seiner Bildungsfülle, seinem inneren Reichtum allein in dem Felstal des Lebens nicht genug Gefälle behalten, um alles Gestein zu sprengen. Sondern es ist der

Mensch in seiner Not, seiner Unzulänglichkeit, seiner zunehmenden Isolierung, dem neue Lebenskräfte zugeführt werden müssen.

Es ist ein geistiger Feldzug gegen die eigene Unzulänglichkeit, für den diese bereits examinierten Menschen Stärkung brauchen und in dem wir isoliert schimpflich unterliegen müßten. Ist dies eine naturhafte Not einer bestimmten Altersschicht, die immer bestanden hat, heute aber nur noch *gemeinschaftlich* gehoben werden kann, so gibt ein zweiter Umstand diesen neuen akademischen Bildungsaufgaben erhöhtes Gewicht.

Die volle gemeinschaftsbildende Kraft erlangt nämlich dies Noterlebnis jedes altakademischen Jahrgangs durch das uns allen gemeinsame Noterlebnis des geschichtlichen Zusammenbruches unserer Volksordnung. Hier hat für alle Zukunft jede Erkenntnis anzuknüpfen, die uns helfen soll, uns selber und unser Volk im Ring der Völkervelt zu vollenden. Und daß wir gerade heute dies Schicksal zu gestalten haben, ist wieder begründet in der Gesellschaftsordnung nicht nur unseres, sondern aller Industriebölker.

Die einzelnen Erwachsenen und die Klassen im ganzen sind in der modernen Gesellschaft in der dauernden Gefahr, die Kraft zu fruchtbarer Zusammenarbeit zu verlieren. Denn sie begegnen einander nur zu sofortigen politischen Beschlüssen, zu dringenden wirtschaftlichen Entscheidungen, zu polemischer, wissenschaftlich-kritischer „Auseinandersetzung“. Die Menschen und Schichten, die da im höchsten Ernst gemeinsam beschließen, entscheiden und richten sollen, begegnen einander nirgends entspannt in freier Besinnungszeit. Es bröckelt die geistig-gesellige Vertrauensbasis ab, auf der allein diese Zusammenarbeit in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft gedeihen würde. Niemand läßt sich mehr führen. Die Erwachsenenbildung will diese Führbarkeit und diese Vertrauensbasis wieder schaffen. Daher ist ihre originellste Leistung das Zusammenspiel mehrerer Lehrer, die einander den Ball zuwerfen. Sie geben das Beispiel dafür, wie man sich nicht auseinandersetzt, sondern bei Wahrung jeder Eigenart zusammenwirkt. Dies Zusammenwirken verschiedener Geister in einem Sinn und Vertrauen muß heute ausdrücklich geübt werden, weil sich von selbst nur die gleichen Geister und Interessen organisieren und gruppieren. Dies Zusammenwirken allein ermöglicht eine gemeinsame *Umbildung* des Wissensstoffes, statt daß heute jeder Forscher sein subjektives Etappenpferd reiten muß. An der Erwachsenenbildung hängt also die Wissenschaftserneuerung so gut wie die politische und die wirtschaftliche Gestaltungskraft.

Diese Gemeinschaftsarbeit und Erwachsenenlehre wendet sich an alle Berufstätigen und sie schmilzt überall Techniker und Universitatler unterschiedslos zusammen. Setzen sich die Formen und Einrichtungen für die „*Nachheramensbildung*“ durch — und sie scheinen sich nach meiner Erfahrung

rascher einzubürgern, als man noch vor kurzem hoffen konnte, — so wird das Studium an b e i d e n Hochschultypen Hinweise und Zusätze auf dieses Ziel hin in Lehrstoff und Lehrweise alsbald aufnehmen. Das wird von selbst kommen. Man wird Staatsbürgerkunde oder Gesellschaftslehre dann z. B. nicht mehr im Kolleg lehren zu können glauben, sondern man wird von jedem Hörer dieser Fächer ein Stück gemeinsames Leben, eine Zeit gemeinsamer Erfahrung fordern. Diese Zeiten ständen natürlich allen Akademikern ohne Unterschied der Hochschule offen. Der Akademiker würde hier im zweckfreien und doch ernstesten und geistigenährten Umgang mit anderen Volkskreisen wieder an seiner geistigen Gemeinbildung arbeiten. Er würde dadurch die geschichtliche Schuld tilgen, die der Bildungsindividualismus der „Gebildeten“ in den akademischen Jahrhunderten auf sich geladen hat, indem er — natürlich ohne persönliche Schuld — die volkshafte Gemeinbildung allenthalben zerstört hat.

Indem wir aber sagen, er „würde“, laufen wir Gefahr, daß diese Pläne wie bloße Pläne klingen. In Wahrheit sind wir ja schon weiter. In verschiedenen Stockwerken, von den Akademien der Deutschen Schule für Erwachsenenbildung bis zu den Arbeitslagern der Multi und Primaner sind diese Pläne bereits erprobt.

Und so möchte ich von den persönlichen Eindrücken weiter gehen zu einer sachlichen Darstellung der Kräfte, auf die heute die deutsche Hochschule aufbauen kann, wenn sie an die Freizeitgestaltung herantritt.

In den Bereichen der Erziehung und der Jugendbewegung sind nämlich diese Freizeitfragen, wenn auch unter anderem Namen und mit anderer „Ideologie“ bereits beantwortet worden. Erkennt man hinter diesen Namen das, worum es auch da geht, so findet man bald auch akademische Ueberlieferungen, die in dieselbe Richtung weisen und die Erwachsenenbildung bildet dann nur noch für alle diese Sonderentwicklungen die tragende Grundfläche.

Haben denn nicht unsere Schulen Unschulisches angenommen?

Die meisten Schulen kennen heute das Landheim. Einen Monat im Jahr leben Lehrer und Schüler „draußen“. Sie leben zusammen und sie leben sich zusammen. Manche Erwartungen, die sich an dies Landheim knüpften, sind enttäuscht worden. Aber doch wohl nur aus dem Grunde, weil man zu einseitig seinen Nutzen für die Schüler unterstrichen hat. Denn unbestritten bleibt es ein Segen für den (jüngeren) Lehrer; das Landheim ermöglicht es dem Lehrer und es zwingt den Lehrer, die Schüler in ihrer menschlichen Totalität kennenzulernen. Nicht, was in den vier Wochen im Landheim gelernt wird, sondern daß in dem Rest des Jahres in der Stadt w i r k s a m gelernt wird, rechtfertigt das Landheim. Es sind die modernen Lebensverhältnisse, die es nötig machen, daß eine ausdrückliche menschliche Begegnung

zwischen Lehrer und Schüler sichergestellt wird. Wieder anderes hatte die Jugendbewegung zu schaffen.

Die Entwurzelung aus Heimat und Tradition, die Delokalisierung und Nomadisierung eines industrialisierten Volkes führte zum Rückschlag der Jugendbewegung. Die Jugend schuf sich eine neue seelische Heimat nicht schollenhafter und doch erdhafte Art. Der einzelne wurzelt in der Gruppe, im Gau, im Bund. Hier stellt sich die Bindung an die mütterlichen Kräfte des Daseins wieder her.

In gemeinsamem Spiel und gemeinsamer Fahrt entladen sich diese Kräfte. Sie drängen aber vorwärts zur vollen Erfassung der Wirklichkeit auch in g e m e i n s a m e r A r b e i t. Der Werkstudent als einzelner war eine Noterscheinung der Inflation. Aber das Pathos gemeinsamer Arbeit mit anderen ist ein echtes geblieben. Um nützliche, wirtschaftlich gewertete und bezahlte Arbeit handelt es sich mit Recht in den A r b e i t s l a g e r n. Auf Spiel und Arbeitsgemeinschaft stößt sich eine ältere, ernstere Stufe der Arbeitsgemeinschaft auf. Sie bewahrt das Lager davor, sich zu einer intellektuellen Tagung zu verflüchtigen. Die vitalen Bindekräfte werden täglich neu belebt. Die geistigen Tätigkeiten im Lager bleiben an den runden, vollen Einsatz des Menschentums gebunden. Die leere Abstraktion ist erschwert. Es wird daher in diesen Lagergesprächen weniger, aber ernsthafter und mit mehr Durchschlagskraft geistig gearbeitet. Denn leere Allgemeinheiten haben dort keine Stätte.

Und nun zur Hochschule selbst.

Ihre vier Fakultäten waren ja gar nicht der einzige Raum für das heranwachsende Akademikergeschlecht.

Die deutsche Hochschule hat allerdings den theoretischen und wissenschaftlichen Ernst in einem Maße von ihren Bürgern gefordert, wie in keinem anderen Lande. Sie konnte das, weil sie Gegenspieler hatte, denen die akademische Jugend in dieser Höhenluft die Gesundheit von Leib und Seele verdankte: den Heeresdienst und seine Ausstrahlungen im Studentenleben. Man muß einmal bei dem berühmten Nationalökonom Knapp nachlesen, wie der süddeutsche Student vor siebzig Jahren, als er nach Berlin kommt, zu den Preußen bekehrt wird durch einen unscheinbaren Studenten, nur weil dieser das militärische Geheimnis geräuschloser Disziplin beherrscht. Der Heeresdienst setzt gegen die philosophisch-theoretische Schulung das Waffenh Handwerk, körperlichen Mut und Dienst. Der Wegfall der Wehrpflicht und das Zurücktreten des Militärs zwingen in die Richtung, daß die moralischen und körperlichen Kräfte heute im Heeresverband der Arbeit ausgebildet werden müssen.

Die deutsche Hochschule ist heute also auch dadurch gefährdet, daß ihr die alten Gegenspieler verloren sind. Hochziele geistiger Bildung können sozio-

4. Die Hochschulen brauchen Stätten für ihre Dozenten, an denen diese veranlaßt werden, im zeugnisgebenden Ring der jüngeren Generation über die ernstesten Fragen ihrer Forschung, wie des Berufs überhaupt nicht sich auseinanderzusetzen, sondern ausdrücklich zusammenzusprechen.
5. Der Akademiker braucht nach dem Eintritt in das Arbeits- und Berufsleben eine auf den eignen Enttäuschungen und Erfahrungen neugegründete, aber verantwortlich aussprechbare Lehre.

Alle diese Ziele klingen verschieden. Aber nur deshalb klingen sie so, weil sie aus verschiedenen Lebensgebieten gleich ursprünglich aufbrechen. Sie weisen aber alle in die eine Richtung der Feriengestaltung des Akademikers, des überall ans Licht drängenden Pflänzleins *F r e i z e i t*.

logisch nur in Spannung mit eben solchen Spannungen im seelischen und leiblichen Bereich erreicht werden.

Dies ist der Punkt, von dem aus die Zusammenführung für die Beziehung von Hochschule und Freizeiten geschehen kann.

Man ruft heute mit Recht nach Soziologie und nach Lehrstühlen für Soziologie. Man vergesse aber nicht, daß zu einem Lehrstuhl für Biologie ein Laboratorium gehört. Wissenschaften vom gegenwärtigen Leben, auch die vom gesellschaftlichen Leben, können nicht als Geschichte der Vergangenheit gelehrt werden. Wie Biologie nicht nur im Museum, so kann Soziologie nicht nur in Bibliotheken gelehrt werden; auch wenn diese Bibliotheken „Seminar“ oder „Institut“ oder gar „Forschungsinstitut“ heißen, sind sie doch nur Archive. Soziologie des Lebendigen hat zur Voraussetzung ein tägliches Laborare an gemeinsamer Lebensgestaltung. Das Laboratorium der Soziologie ist eben die Stätte, wo der Soziologe „verifizieren“ kann, was er erforschen will. Ein solches Laboratorium dürfte nicht rein schulische, nicht zweckgebundene oder vorher berechenbare Vorgänge aufweisen. Andererseits müßte es einen Kreis von Ereignissen, eine Gruppe von Menschen, eine Reihe von zeitlichen Abläufen ohne Gewaltfameit auszuondern und zu durchdringen gestatten. Denn Soziologie braucht wie jede Wissenschaft verschärfte Isolierung, um reiner zu beobachten. In der Freizeit treten die modernsten Formen „reiner“ Abläufe gesellschaftlicher Prozesse an die Hochschule zum Greifen nahe heran. Denn „Freizeiten“ sind die reinsten Formen der Gruppenbildung wie der Zeitgestaltung. Sie bilden aber auch kostbare Gefäße, um echte Volkswissenschaft, wie sie Kiehl einst angestrebt, neu zu begründen. Sie können bei ihrer bereits hergestellten Verbindung mit „Heimen“ die dort im Laufe des Jahres erarbeiteten Erfahrungen ernten und sichten und wißbar machen helfen; sie schieben sich also als wertvolle Mittelglieder zwischen die praktisch-gestaltende Volkshochschularbeit und die theoretisch-forschende Soziologie. So hat sich aus persönlicher Erfahrung und grundsätzlicher Erwägung ergeben, daß der allgemeinen Entfaltung der Freizeiten auch die Hochschule antworten muß. Und wir können zusammenfassen:

1. Die Hochschulen brauchen heute ihre Landheime, wie alle anderen Schulen. Diese Landheime können nicht rein schulisch aufgezogen werden, da sie Studenten und graduierte Akademiker fesseln sollen.
2. Die Jugend muß die Aelterenfrage und den Eintritt ihrer Gruppen in das Arbeitsleben des Volkes lösen.
3. Die Hochschulen brauchen für den akademischen Nachwuchs Waffendienst. Dieser Dienst ist heute in der Arbeit mit anderen Schichten aufzusuchen und aufzubauen.

bildkräftig und wirksam und bezeichnen das, was allein die Heutigen angeht. Hier also müssen alle hinschauen und sich sammeln, die aus der jugendlichen Gemeinschaft einstmals bewußt in die größere Volksgemeinschaft übergehen wollen.

Es wurde nun eingegangen auf den Unterschied der körperseelisch begründeten jugendlichen Form der Gemeinschaft und der geistigen Form der Gemeinschaft späterer Altersstufen. Insbesondere wurden die Verbindungsstellen verdeutlicht und auf das geheime Gesetz, das zwischen Jugendverbundenheit und Geistesgemeinschaft aufgerichtet ist, hingewiesen.

Es ist klar, daß dies nur soweit angedeutet wurde, wie es sich für einen so verschiedenartig zusammengesetzten Kreis als notwendig ergab. Doch wurde wohl allen, die sich im engeren Sinn zugehörig empfinden, an dieser Stelle klar, daß hierin die Antwort verborgen lag, der Frage: Wozu Ordnung und Freiheit im Leben des einzelnen?

Die Einordnung des einzelnen in Staat, Gesellschaft und Beruf, also Gemeinschaftsbildung, kann mit der Bindung der einzelnen an Frau, Kinder, Haus und Besitz nur richtig zusammengebracht werden, wenn auf der einen Seite das Gesetz zwischen Jugendverbundenheit und männlicher Geistesgemeinschaft gewahrt wird, wenn auf der anderen Seite die Frau über die Frauenbewegung hinaus zur Bildung ihrer selbst kommt und somit das weibliche Element im Volke wieder zum wahrhaft anziehenden Pol der Gesellschaft wird. Hier wurden wichtige Fragen gestellt, das Gespräch lief eine Weile hin und her und suchte dann noch einmal Antwort zu geben auf die entscheidende Frage: Wozu Freiheit und Ordnung im Einzelleben. Der Opfergedanke wurde in dem letzten Teil dieser Arbeitsgemeinschaft, die allerdings immer mehr nur noch ein gedrängter Vortrag drängender Gedanken wurde, in den Vordergrund gerückt. Es wurde gezeigt, wie es möglich werden kann, den Tod in den Dienst des Lebens zu spannen und somit zu entkräften, wenn die abebbenden Kräfte mit zunehmendem Alter gewissermaßen sicherer, immer selbstloser dem Werk, der Arbeit, der Gemeinschaft zugeführt werden.

Aus dem genauen Protokoll werden hier zwei Arbeitsgemeinschaften wiedergegeben, deren eine Professor Rosenstock selbst leitete. Die Bekanntschaft mit dem Buch Rosenstocks „Werkstattausiedlung“ wurde vorausgesetzt. Die erste hier wiedergegebene Arbeitsgemeinschaft, von Rosenstocks Schüler Mireler geleitet, führt in die Gedankenwelt des Rosenstockschen Buches ein.

Die erregte Gesprächsführung ist mitbedingt durch die Tatsache, daß das Gespräch unter dem damals noch frischen Eindruck der Inflationszeit stattfand.

M i r e l e r: Also, als Buchhändler sind Sie doch Unternehmer. Weshalb interessiert Sie denn der Arbeiter so?

Das Pathos des Sozialismus ist das Erregende daran. Man muß es freilich haben.

Mirgeler: Also: Der einzelne darf sich wirtschaftlich austoben, der Staat schützt, garantiert die Kalkulationsmöglichkeit. Bei fester Währung ist feste Kalkulation möglich. Mit der Inflation floh alles in Sachwerte. Erneute Debatte über Stinnes.

Mirgeler: Mit der Stabilisierung braucht man flüssiges Geld. Stinnes hat die Sachwerte festgehalten und Auslandskredite aufgenommen, konnte nicht einlösen, hatte große Verluste, es lag alles an der Unübersichtlichkeit des Ganzen. Denn jedes Werk hat seine rationelle, materielle Grenze, darüber hinaus geht es nicht mehr organisch weiter. Wir werden bei der „Werkstattaus siedlung“ darauf zurückkommen.

Ein anderer Gesichtspunkt: Durch den Versailler Vertrag ist Deutschlands Industrie isoliert, auf ein Menschenalter hinaus tributpflichtig. Diesen Tribut bestimmt Sir William Parker, ein Mann von beiläufig 32 Jahren. Und zwar nach dem Wohlstandsindex. Die Summen werden dem Staat abverlangt, der sie seinerseits durch Steuern eintreibt. Nun kommt der springende Punkt: Je größer der Reingewinn, desto höher die Abgaben, desto mehr Tribut an das Ausland, desto mehr Kapital geht der deutschen Wirtschaft verloren. Die Geldanhäufung ist nicht nur unsinnig, sondern auch schädlich. Es ist günstiger, den Betrieb zu verbessern, Musterbetriebe zu machen (Werkstattaus siedlung), als Reingewinne zu erzielen.

Teilnehmer: Deutschland muß aber rentabel wirtschaften, um sich den Platz in der Weltwirtschaft neu zu sichern.

Mirgeler: Es ist die Frage, ob Deutschland nicht durch Musterbetriebe vorbildlich für die Welt wird.

Teilnehmer: Das vielleicht. Aber das nützt wenig, denn wegen der Uebervölkerung ist Deutschland darauf angewiesen, konkurrenzfähig zu sein, nicht Musterbetriebe zu machen.

Klatt: Es wäre wichtig zu wissen, wie hoch der Prozentsatz der Steuer ist.

Mirgeler: Bis zu 60% vom Reingewinn wird weggesteuert. Das macht keinen Spaß mehr. Entweder man muß so wahnsinnig viel verdienen, daß dann immer noch was übrig bleibt — oder aber, man muß sich radikal umstellen und gar keine Reingewinne machen, sondern alles in den Betrieb stecken.

Einen Vorschlag zu dieser letzten Haltung machte Rosenstock in seiner „Werkstattaus siedlung“. Es wird eine Inhaltsangabe und Schilderung dieses wichtigen Buches gegeben und angekündigt, daß der Verfasser selbst am nächsten Nachmittag das Gespräch mitleiten wird.

Fortsetzung am nächsten Nachmittag.

Mirgeler: Also, rekapitulierend, Werkstattaus siedlung bedeutet: In

einer Fabrik werden 20—30 ältere, zuverlässige Arbeiter ausgewählt und in einem eigenen Raum neben der Fabrik selbständig gemacht. Das bedeutet eine Avancementsmöglichkeit für den Arbeiter. Damit verliert das Fabrikarbeiterdasein die Trostlosigkeit der Planlosigkeit und bekommt Sinn und Gesicht. Diese Werkstatt, in der der einzelne Arbeiter ein Recht auf den Raum hat, auf den Platz, an dem er arbeitet, macht mit der sie aussiedelnden Fabrik einen Vertrag. Die Arbeiter wählen unter sich den Betriebsleiter und Geschäftsführer und einen Betriebsrat. Die Fabrik verpflichtet sich, sie mit Aufträgen zu versorgen, aber die Werkstatt darf auch fremde Aufträge entgegennehmen usw.

Teilnehmer: Wie ist die räumliche Verbindung mit der Fabrik gedacht?

Das ist das Neue: Die Arbeit als **A u s w i r k u n g** des Menschen betrachten, nicht als einen Vorgang abgesehen vom Menschen. Die alte Produktionsweise will Steigerung der Produktion. Demgegenüber steht die Forderung: Der Mensch soll wieder Sachverwalter, Diener, Träger, Herr der Produktion und des Werkes sein.

Denn: Auch von der Unternehmenseite gesehen besteht das gleiche: auch der Unternehmer hat kein Verhältnis zur Arbeit mehr.

Historisch ist das so geworden: mit dem Calvinismus kommt der Gedanke der Prädestination in die breite Menge. Einige sind auserwählt. Es ist nun sehr erregend für das Individuum: bin ich auserwählt oder nicht? Den Auserwählten geht es gut. Also ist Geld der Maßstab für das Auserwähltsein. Nicht die Arbeit an sich, nicht das Werk, auch nicht ein bestimmter Zweck des Gelderwerbens ist ausschlaggebend, sondern die Masse des Geldes an sich. Geld wird sinnlos angehäuft. Zur Zeit der Inflation steckte man das Geld in Werte. Stinnes kaufte sinnlos Werte auf, bis er die Uebersicht verlor. Man hat in Deutschland vor der Diktatur Stinnes' gezittert. Stinnes selber jedoch kam nicht auf den Gedanken, daß ihm ein Werk **p o l i t i s c h e** Pflichten auferlegen könnte, er sammelte nur Geldwerte.

E i n w u r f: Haben wirklich die Unternehmer keine Beziehung zu ihrem Werk? **J. B. Eugen Diederichs** . . . Wissen sie wirklich nicht, was sie mit ihrem Geld anfangen sollen?

L e b h a f t e D e b a t t e darüber, ob der Arbeiter oder der Unternehmer mehr der Arbeit verfallen ist und wessen Arbeit stumpfsinniger ist, wobei das Wort fällt: Es ist kein Beweis gegen die Sinnlosigkeit unternehmerischen Tuns, wenn es mit Inbrunst und elf Stunden am Tag geschieht. Man einigt sich darauf, „daß das Buchhändlergewerbe wahrscheinlich etwas Besonderes ist“.

Die Debatte artet hier in wilde Privatgespräche aus, knüpft dann wieder an der Frage der praktischen Durchführung der Werkstattaussiedlung an.

Mirgeler: Zunächst haben die ausgesiedelten Arbeiter nur einen Raum neben der Fabrik.

Teilnehmer: Es kann doch nur rentabel sein, wenn die Entfernung zur Fabrik nicht zu groß ist.

Mirgeler: Es ist auch zunächst nicht an Siedlung auf dem Lande usw. gedacht, wenn es auch schließlich daran anzuschließen wäre.

Teilnehmer: Was soll in der Werkstatt angefertigt werden?

Mirgeler: Das ist zunächst belanglos.

Einwurf: Das ist keine Lösung der Industriearbeiterfrage. Es hilft nur wenigen und ist nicht in allen Betrieben möglich.

Rosenstock: Es ist das alles aus technischen Problemen entstanden. In der Industrie sind alle Handwerke aufgesogen. Nun bilden sich ohnehin wieder Abspaltungen. Bestimmte Gruppen gliedern sich innerhalb des Betriebes technisch von selbst wieder aus. Da knüpft der Gedanke an. Die technische Spezialisierung ist vorhanden, die menschliche müßte folgen. Man kann in jedem Betrieb 10—15% aller Arbeiter aussiedeln. Damit ist genug Avancementsmöglichkeit für alle gegeben. Denn es kann sich natürlich nicht darum handeln, alle Arbeiter auszusiedeln, nur: den Fortgeschrittenen Avancementsmöglichkeit zu geben und damit die Trostlosigkeit auszuschalten.

Teilnehmer: Wie ist's vom Standpunkt des Unternehmers? Das Werk könnte doch leiden unter den Aussiedlungen.

Rosenstock: Es würde sogar rentieren: Augenblicklich wird ja das Unternehmen fast gefährdet durch die Bureaukratie, die nötig ist, innerhalb des Werkes zu vermitteln.

Rlatt: Eine interessante Parallele dazu bilden die Staatsschule und die Versuchsschulen überall. Beides wartet eigentlich schon seit langem darauf, vereinigt zu werden und organisch miteinander zu arbeiten.

Teilnehmer: Wie soll sich nun solche Werkstatt kaufmännisch rentieren?

Rosenstock: Es gibt lebensnotwendige Dinge: Brot, Bekleidung, Waugeschäft usw. Der Marktkampf läßt überall nach. Wie weit man Luxusartikel herstellen kann, das ist eine Frage für sich. Jedenfalls solidarisiert der Preisabbau alles, der Konkurrenzkampf fällt weg, und damit kommt eine weitgehende Sozialisierung (nicht Verstaatlichung, sondern Vergesellschaftung). Die Zeit der großen Programme ist vorbei. Es handelt sich nur darum, kleine konkrete Beispiele zu geben. Es mag sein, daß an der Oberfläche alles dieser Idee widerspricht, aber ihre Wachstumsfähigkeit ist sicher.

Teilnehmer: Ja, ist das denn nun nicht alles bloß eine Spielerei? Wird dadurch denn das Wesentliche irgendwie verändert?

Rosenstock: Allerdings. Und das ist das Ausschlaggebende. Der Arbeiter rückt dadurch in eine öffentliche Würde. Man kann doch den Arbeiter

nicht zum Privatkapitalisten machen. Das geht doch nicht an. Aber hierbei gibt der Unternehmer seine Anmaßung auf, nämlich die Herrschaft über die Arbeitszeit. Herr der Arbeit bleibt er selbstverständlich.

K l a t t: Wichtig ist die Anerkennung der Raumfrage. Nicht Geld, sondern eigener Raum ist das Wichtigste im Leben. Solange alle Dinge Ware sind, sind sie Besitztümer. Wo sie Weihe bekommen und in ihrer Einmaligkeit gesehen werden, tritt die Frage nach dem Raum auf. Es ist die Urfrage des Eigentums am Raum. Dazu gehört folgende seelische Haltung: nicht Genußrecht am Gelde, sondern: Heimat ist Eigentum.

R o s e n s t o c k: Dem entspricht auch der juristische Brauch beim Pfänden. Man unterscheidet „Habe“, das ist Raumgut, angeschwemmt durch die Zeit. Das allein ist Eigentum und kann gepfändet werden. Nicht aber das „Werkzeug“. Der Platz, an dem der Mensch arbeitet, der muß ihm erhalten bleiben. Wohnung ist nicht so wichtig. Unsere Arbeit bestimmt unseren Platz auf der Erde.

T e i l n e h m e r: Ja, aber der Arbeiter wird doch immer zu seiner Arbeit gezwungen.

R o s e n s t o c k: Jede Arbeit geschieht aus Zwang. Man arbeitet, weil man muß, aber dann macht es Freude.

T e i l n e h m e r: Ja, aber es ist doch ein Unterschied. Rilke schreibt ein Stundenbuch und ich muß acht Stunden am Tag Bleistifte anspitzen. Ich nenne nur das Letztere Arbeit.

K l a t t: Dann haben Sie noch nie produziert. Ja wirklich, der Neid des Arbeiters auf die geistig Arbeitenden ist vollkommene Romantik. Wie die Schäferpoesie des 18. Jahrhunderts, der Neid der Adligen auf die Bauern Romantik war.

T e i l n e h m e r: Es kommt aber mehr bei geistiger Arbeit heraus.

R o s e n s t o c k: Im Gegenteil, wir haben ein ungeheures Defizit in der geistigen Produktion.

L e b h a f t e D e b a t t e über freie und vorgeschriebene Arbeit, und was mehr Freude macht.

K l a t t: Es ist so: Es ist Freude in allen Berufsarten möglich. Aber nur wenig. Der Zwang überwiegt bei allen. Die freudloseren Berufe leben nun aber in der romantischen Idee, bei den andern wäre alles eitel Freude.

T e i l n e h m e r i n a u s L o h e l a n d wird aufgefordert, zu erzählen, wie in Loheland die Webereien eingerichtet sind. Daß damit Hand in Hand körperliche Ausbildung in Gymnastik geht, was auf die Entwicklung der Weberei nur günstig einwirkt, so, daß man jetzt auch mit den alten Handwerkern in den umliegenden Ortschaften anfängt zu arbeiten.

R o s e n s t o c k: Das ist die Lösung für junge Leute, die tatsächlich

noch ihren Körper haben und Freude an ihm haben. Die alten Leute wollen geistig entschädigt sein. Die Alten wollen gelten.

E r n e u t e D e b a t t e über die verschiedenen Berufsarten.

R o s e n s t o c k: Die Arbeit ist ja zunächst gleichgültig. Man muß dabei Mensch bleiben können: Körperlich nicht ruiniert werden und geistig wachsen. **W a s** ich getan habe, ist gleich. **A b e r d a ß** ich gearbeitet habe, das ist wichtig. Von einem vernünftigen Leben aus wird der Markt natürlich dann auch bestimmt. Aber deshalb darf man jetzt nicht von Qualitätsarbeit ausgehen wollen.

D e b a t t e über Maschinen- und Handarbeit.

R o s e n s t o c k: Es ist so: von einem maschinisierten Betriebe werden mehr Arbeiter wieder angesogen, als vorher wegen der Maschinisierung brotlos wurden.

K l a t t: Damit würden ja mit jeder neuen Maschine automatisch mehr Menschen gezüchtet werden. Das wäre ja fürchterlich in bezug auf die Enge des Raumes. Dann brauchte man Krieg oder Auswanderung auf den Mond.

R o s e n s t o c k: Die Erde ist ja auch noch nicht voll. Und sie kann ja in ganz anderer Tiefe bearbeitet werden. Dadurch, daß Bohrlöcher in 2000 Meter Tiefe entstanden sind, ist doch tatsächlich mehr Raum erschlossen, als wenn man mit hölzernem Pflug die Erde rikt.

K l a t t: Nein. Die Erde ist ein bestimmter Raum. Es sind reichlich genug Menschen drauf. Tiere gibt's schon gar nicht mehr und „Natur“ auch nicht. Das ist dann die Stelle, wo Krieg und Unglücksfälle nötig werden.

R o s e n s t o c k: Aber mit dem Zweifindersystem ist auch nichts anzufangen. Frankreichs junge Generation taugt nichts mehr.

T e i l n e h m e r: Das Bevölkerungsproblem ist überhaupt eine Zukunftsfrage.

M i r g e l e r bringt das eigentliche Thema in Erinnerung und schließt ab.

Aus der dritten Sommerakademie 1926

Bericht über die geisteskundliche Arbeitsgemeinschaft (Klatt)

Der Aufbau der geisteskundlichen Arbeitsgemeinschaft war folgender: Wir gingen von der Frage aus: Wie liest ein Buchhändler Bücher? Aus den Antworten darauf ergab sich, daß eine zweifache Stellung in dem Kreis der Teilnehmer vorhanden war. Einmal das Lesen aus eigenem Antrieb und zu eigenem geistigen Bedarf. Dann aber das Lesen von Berufs wegen, um sich zu orientieren und die Kunden zu beraten. Wir gingen von dem Zweiten aus. Ich ließ an einigen Beispielen aus unserer Bücherliste herausfinden, was

Aphorismus und Kurztitel

Von Eugen Rosenstock

Die Abnenreihe

Schopenhauer und Nietzsche haben den Aphorismus in unserer Literatur heimisch gemacht. Noch bei Goethe sind die Reflexionen und Maximen oft eher „Lesefrüchte“. Immerhin ist er auch bei ihm schon gereift. Die Mittellandsliteratur kommt ja etwa ein Jahrhundert oder drei Menschenalter hinter den Trägern der geistigen Bewegung her. Daher ist sie nunmehr im Begriff, den Aphorismus sich einzubauen.

Gedankensplitter

Bei dieser Abwanderung aus der Beletage des Geistes in die weniger vornehmen Stockwerke ist der Aphorismus zuerst zum Gedankensplitter degradiert worden. Unsere Witzblätter führen ja regelmäßig diese Frucht. Das Unglück dabei ist die Häufung dieser oft blendenden Einfälle. Ein Dutzend Gedankensplitter stimmt mich stets melancholisch. Denn der Gedanke soll uns doch gerade dankbar stimmen; wir wollen bei ihm verweilen. Aber den einzelnen „Splitter“ können wir nur mit schwarzem Undank lohnen, so gehäuft wie er von Saphir bis zur Mitropazeitung aufzutreten pflegt. Der Gedankensplitter ist ein Mißverständnis, glaube ich. Was dahinter steht, ist ernster.

Zwischentitel

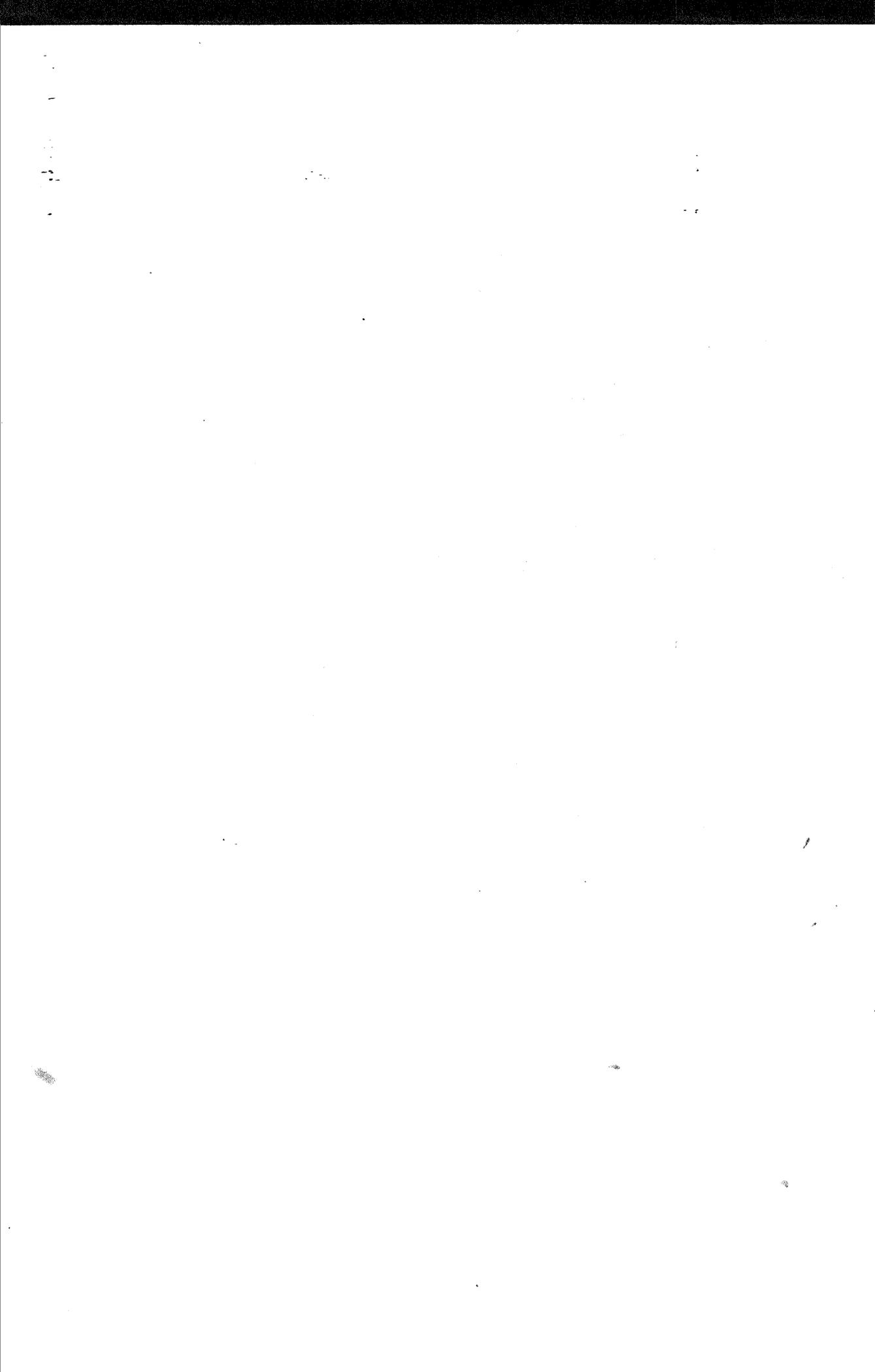
In die Literatur dringt vom Aphorismus her etwas Neues ein: der Zwischentitel. In einer meiner ersten Schriften — ich erinnere mich noch meiner eigenen Verwunderung darüber — zwang es mich zu Zwischentiteln über ganz kurze Abschnitte von zwei, drei Seiten. In der Wissenschaft war das damals gar nicht üblich. Ich hatte keine Anleitung aus Theorie oder Beratung erhalten. Es waren aber die Abschnitte, in denen ich damals durchbrach zu eigenem Urteil und zu persönlich verantwortlicher Stellungnahme, die sich mir so auflösten und gliederten.

Damit war ich aus der Gleichmäßigkeit und Langweiligkeit des Stils heraus, mit deren Hilfe einem Gelehrten von seinen Lesern nie vorgehalten werden darf: Was glaubst du denn nun von alledem, worüber du berichtest und was du behandelst, selber?

Mit den Zwischentiteln, so sehe ich es jetzt an, bin ich aus dem zweiten Raum, in dem man nur über die Dinge spricht, hinübergetreten in den selben Raum mit dem Leser, in den Raum, in dem die Dinge zu uns gemeinsam sprechen.

Wie kann der Kurztitel und die Zwischenüberschrift ein Symptom sein der Wiedervereinigung des Geistes, in dem sich Autor und Leser begegnen? Hat der Aphorismus etwas zu tun mit den kurzen Absätzen, aus denen zum Beispiel Joseph Wittigs neues Werk „Hörigott“ sich so wundervoll aufbaut?

Ich habe darüber noch nicht viel nachgedacht. Und ich habe gar keine literaturwissenschaftliche Sacharbeit darauf verwandt, um mir über die Ursachen



klar zu werden. Vielleicht ist die Erscheinung dort längst registriert und gedeutet worden. Was ich sagen kann, läßt sich am besten anknüpfen an meine Erfahrung, die ich eben erwähnt habe.

Ich sagte, durch die kurzen Zwischentitel sei ich hinausgedrängt worden aus der Gleichmäßigkeit und aus der Langatmigkeit des wissenschaftlichen Gewebes. Gleichmäßigkeit und Langatmigkeit bedrohen unsere persönliche Verantwortung.

Kurzatmigkeit

Nun leuchtet es ein, daß der Aphorismus das Gegenteil von langatmigem gleichmäßigem Stil darstellt. Er ist kurzatmig und ungleichmäßig. Das sind beides zunächst keine Vorzüge. Im Gegenteil, kurzatmig und ungleichmäßig sind Vorwürfe. Sie klingen sofort an Vorwürfe an, die der Mittelsstandsinn der bösen neuen Zeit zu machen hat: Nervosität, Hast, Untreue, Oberflächlichkeit. Und damit wäre der Aphorismus gerichtet als eines der Gifte des Unterganges des Abendlandes. Daß er auch unter die Gifte gehören kann, ist nicht zu bezweifeln. Aber es hat keinen Wert, dies Lamento über die heillose Zeit hier noch zu unterstützen. Jedes Kunstmittel wird mißbraucht. Jedes technische Mittel wird eben zum Gegenstand der modischen Ueberreizung. Aber der Aphorismus wird heut wahrscheinlich nicht mißbräuchlicher angewendet als die Bibelzitate im Mittelalter oder die Einblattdrucke während der Reformation. Und um von dem Mißbrauch des Mittels genügend Abstand zu gewinnen, habe ich gleich zu Anfang den Stammbaum des Aphorismus durch Goethe, Schopenhauer und Nietzsche zu adeln gesucht. Und nun möchte ich positiv sagen:

Der Schritt zur Glaubwürdigkeit

Der Aphorismus stammt aus der Reflexion über eine persönliche und augenblickliche Erfahrung. Sowohl Kunst wie Wissenschaft werden nun heute zersetzt, insofern sie unpersönlich und dadurch lügenhaft sind. Wells läßt den Staatsmännern, die er auftreten läßt, ihre richtigen Namen. Denn wir werden täglich empfindlicher gegen die Lügen der Romanschreiber. Das Urteil der ersten Christen über die heidnischen Fabeln wird uns neu verständlich. Eine wahre Begebenheit wiegt tausend Romanhelden auf. Gegen die „Lüge“ in der Dichtung wendet sich der Instinkt seit Goethe. Schon der „Naturalismus“ erklärt sich aus dieser Reaktion gegen die Lügen der Dichter. Die Dichter haben sich den entschwindenden Kredit zunächst durch inhaltliche Naturtreue zu wahren gesucht. Sie haben die Wirklichkeit photographiert.

Der Aphorismus stellt noch ein weiteres Opfer dar. Der Dichter oder Forscher selber geht einen Schritt weiter auf dem Wege zur Glaubwürdigkeit, wenn er ihn anwendet. Weshalb? Weil der Aphorismus ihm helfen kann, die Atemzüge deutlich zu machen, in denen er geistig schafft. Nicht zufällig sprechen wir ja von langatmigem und kurzatmigem Stil. Darin liegt, daß aller Stil *a t m i g* sein muß! Der Geistesstolz des Menschen will das nicht wahr haben. Der Geist gilt als Kontinuum; der Schriftsteller muß sein Werk souverän kommandieren. Atmig denken heißt demütig denken. Denn wie Antäus die Erde berühren muß, so ist der atmige Stil das Geständnis des schreibenden Menschen, daß er nur Diener des Geistes ist. Hingegen der heroische Mensch verleugnet und verhüllt seine irdische Bedürftigkeit. Er spricht in einem Zuge,

so, als brauchte er nie Atem zu schöpfen. So ist Richard Wagners Stil zum Beispiel. Wir kommen aus einer Kunstübung, in der sich der „Schöpfer“ hinter seinem Werk verbirgt. Das ist eine falsche Bescheidenheit. In Wahrheit kann es Hochmut sein. Denn das Werk führt irre, so, als sei der Künstler kein zeitgebundener, zerteilter, atembedürftiger Erdensohn. Der Aphorismus und die verschiedenen Abarten, unter denen er sich heute in der Literatur durchsetzt, scheint mir daher dort, wo er mit innerer Notwendigkeit auftritt, ein Weg zur Wahrheit.

Der Geist als Atem

Uus der Ueberschätzung des Werkes, des Kunstwerkes und seines „genialen“ Schöpfers an sich führt der Aphorismus heraus. Er geht aus einer augenblicklichen Erfahrung hervor. Er zerbricht System und Spekulation einer in sich gleichmütigen Geisteshaltung. Der Schriftsteller wird zum Schwimmer, der immer neu in die Flut eingetaucht werden muß, um vorwärts zu kommen. Der ebenso oft den Geist aushauchen und aufgeben muß als er ihn einzuatmen vermag. So ist zwar nicht der Aphorismus „an sich“, aber die Gliederung des Zusammenhanges durch den Aphorismus eine Heimkehr des Geistes in den Kreis der Geschöpfe. Auch der Geist besteht, daß er vergänglich ist, eingeatmet und ausgeatmet wird. Er wird Atem



Mystischer Anruf

Der Du füllest die ganze Welt mit Strahlen von Dir,
die Kraft sind und geheime Gewaltbarkeit,
der Du in Ketten bindest
und von Ketten frei machst,
fülle auch mich;
und hülle mich ein,
wie Luft umhüllt die Erde
und wie Glanz umrauscht einen Stern,
wirf Dich über meinen Gang
wie Sonne eindringt in die Poren des Erdreichs,
laß mich Dich nennen mit Deinen geheimsten Namen.
Wenn die Andern vergeblich rufen,
mich lasse nicht umsonst Dich anschreien,
denn Du hast mich mit Leid gezüchtigt,
Du hast mich mit Dornen gepeitscht,
Du hast mich aufwärts gerissen,
wie ein Sturm Wälder hochreißt.
So reiße ich auch auf
mein Gebet zu Dir,
denn Deine Welt
will Mitte sein in meiner Seele.

Kurt Heynick.